

Vorwort

I.

Er ging zum Bücherregal und zog mit zielsicherem Griff einen Band aus einer langen Reihe. Sanft glitt seine Hand über den Einband aus weichem, warmem Leder.

Baudelaire. Die Blumen des Bösen.

Wie ein dunkler Schatten kam die Erinnerung. Wie aus weiter Ferne hörte er eine Stimme, die Verse las aus diesem Buch, sanft und einfühlsam.

Er blätterte, bis er die Seite fand, die er gesucht hatte, ging zum Schreibtisch, nahm ein Blatt Papier und einen Füllfederhalter und schrieb sie auf.

Er würde einen Weg beschreiten, von dem es kein Zurück mehr gab. Er gedachte der Jahre, in der er zur Einsamkeit verdammt gewesen war, und fand sich in seiner Entscheidung bestärkt.

Für ungesühntes Unrecht gibt es kein Verfallsdatum. Er hatte schon zu lange gewartet.

Seine Hand zitterte, als er zum Telefonhörer griff.

II.

Seine Schritte waren schwer, seine Füße vermochten sich kaum vom Boden zu lösen.

Es war, als sähe er sich selber zu. Ein für ihn fremder Mann, der einsam durch menschenleere Straßen schlich. Die erleuchteten Fenster der Häuser blickten wie wachsamen Augen eines stummen Beobachters auf ihn hinab, und ihr Licht spiegelte sich auf dem regennassen Asphalt. Er ging wie in Trance einen vorgeschriebenen Weg, der ihn schnurgerade auf sein Ziel zuführte. Dorthin, wo alles begonnen hatte, wo es jetzt sein Ende fand. Wolken, deren pastellenes Grau auch am Nachthimmel noch zu erkennen war, zogen über ihm ihre Bahn. Ab und zu, wenn die Wolkendecke für einen kurzen Augenblick aufriss, blitzten Sterne auf, als habe jemand unvermittelt ein Fenster geöffnet. Suchend sah er sich um. Es hatte sich einiges verändert. Doch er erkannte die Grundstrukturen.

Die Gegend war noch immer ruhig, vornehme Zurückgezogenheit, distinguiertes Abstand, der auch ein Abstand zum Leben war, das man vor der Mauer ließ, die man um sein Grundstück gezogen hatte.

Wieder überkam ihn die Erinnerung, an ein Leben, das schon lange ausgelöscht war und doch seine Schatten bis in eine Gegenwart warf, die ihn gezwungen hatte, das Dasein eines anderen führte, seit so vielen, einsamen Jahren.

Die Giebel der alten Häuser ragten wie drohende Finger in den Nachthimmel hinein. Es begann zu nieseln. Dunkle Fenster, wie die leeren Augenhöhlen eines Totenkopfes, starrten ihn vorwurfsvoll an.

Er war am Ziel, ließ den Blick über die Hausfassade gleiten; alles war tot, das Haus, der Garten. Ein stummer Ankläger, mehr noch ein Zeuge. Die Geheimnisse, die es seit mehr als fünfzig Jahren barg, hatten es besiegt.

Er schloss für einen Moment die Augen, hatte Angst, den Boden unter den Füßen zu verlieren.

Plötzlich vernahm er Kinderlachen; zwei Jungen in Mastrosenanzügen, die fröhlich im Schatten der hohen Bäume spielen. Das Gras duftet, die Blumen verströmen ein süßes Parfum, das nach Sommer, Sonne und Glück riecht.

Nein. Er musste es unterdrücken, atmete tief durch, versuchte sich zu sammeln.

Sein Puls raste, das Herz schlug zu schnell. Er machte einen entschlossenen Schritt nach vorn.

Das alte Eisentor hing schief in den verrosteten Angeln und stand einen Spalt offen. Er war gekommen.

Unter seinen Füßen knirschte der von Unkraut durchwachsene Kies, der den kurzen, gewundenen Weg, der zum seitlichen Eingang des Hauses führte, bedeckte. Es war ein störendes Geräusch. Ein huschendes Licht, im Parterre des Hauses, durchbrach die Dunkelheit. Er sah sich um. Dieses Haus barg auch seine Erinnerungen.

Krampfhaft umschlossen seine Finger den kunstvoll verzierten alten Dolch in seiner Manteltasche. Er fand, es war für den Anlass das passende Werkzeug. Er stammte aus dem Besitz seines Vaters, eines der wenigen Erinnerungsstücke, das jetzt, nach einer langen qualvollen Reise, zurückkehrte. Ein weiterer Kreis, der sich schloss.

Die wenigen, von einem steinernen Baldachin überdachten Stufen zur Haustür hatte das Unkraut, das aus den Ritzen spross, gesprengt. Einzelne Stücke waren herausgebrochen, ein Netz aus feinen Rissen überzog die Steine.

Verfall und Tod. Überall. Er musste gegen einen ihn plötzlich überkommenden Brechreiz ankämpfen während er das Haus umrundete, um zu der mit Steinplatten belegten Terrasse zu gelangen, von der einige unebene Stufen in den Garten hinabführten. Auch hier wucherte das Unkraut, nachdem man ihm seinen freien Willen gelassen hatte.

Eine der Terrassentüren, deren Glas längst blind geworden war, stand offen. Er schlüpfte geräuschlos ins Innere des Hauses, wo ihm ein muffiger Geruch nach Moder und Tod entgegenschlug. Der Boden war übersät mit Laub, das der Wind durch die offene Tür in das Zimmer geweht hatte. Er versuchte sich zu orientieren, erinnerte sich des großen Salons, mit tiefen Sesseln, einem Kamin. Ein Klavier hatte dort hinten in der Ecke gestanden, nahe dem Erker.

Von weit her drang eine liebevolle Frauenstimme an sein Ohr, er sah schlanke, elegante Finger, die wie ein bunter Vogel leichtflügelig über die Tasten flogen.

„Auf der Heide blühen die letzten Rosen ...“

Ein altes Lied, dessen Klang in seinem Kopf widerhallte.

Ein Geräusch über ihm, holte ihn in die Gegenwart zurück. Er atmete tief durch, jetzt nur nicht in den Labyrinthen der Erinnerung verirren, und verließ das Zimmer durch eine breite, zweiflügelige Tür, die in eine quadratische Halle hinausführte. Er trat vorsichtig auf, jedes noch so kleine Geräusch hallte in dem hohen Raum wieder. Langsam, jeden Schritt im gesamten Körper empfindend, stieg er die Stufen in den zweiten Stock empor, so wie er es einst unzählige Male unbedacht getan hatte. Auch hier stand eine Tür halb offen.

Der Schein der Taschenlampe fiel durch den offenen Spalt auf den Flur hinaus.

So leise es ging, schlich er näher heran, horchte und nahm ein kurzatmiges, schweres Atmen wahr. Behutsam öffnete er die Tür einen Spalt breiter.

Der Lichtkegel der Taschenlampe erhellte einen kleinen Teil des Raumes. Es standen noch Möbel hier, abgedeckt mit weißen Planen, die wie Leichentücher wirkten.

Hugo Winters hatte ihn nicht kommen hören. Er stand unschlüssig im Raum, den Rücken ihm zugewandt; suchend richtete er den Schein der Taschenlampe mal in diese Ecke, mal in jene. Als er sich schließlich umwandte, traf ihn der helle Strahl wie ein Blitzschlag.

Winters sah ihn forschend an, die Stirn in Falten gelegt, die Augenbrauen zusammengezogen. „Du bist es tatsächlich“, sagte er und schüttelte ungläubig den Kopf.

„Ich hatte ja am Telefon gesagt, die Toten kehren zurück.“

Er sah die Ratlosigkeit in seinem Blick, Verwunderung, Desorientierung. Und doch war er gekommen. Eine ungeheure Wut überkam ihn, schlug wie eine riesige Welle über ihm zusammen. Seine Hand in der Manteltasche umfasste den Griff des Dolches fester. Dann ging alles blitzschnell, wie in einem Rausch.

Es kam ihm so vor, als überbrücke er die Distanz zwischen ihnen, ohne den Boden zu berühren. Wie ein Todesengel kam er über ihn. Seine Hand, jetzt fest und eisern, schnellte aus der Manteltasche hervor.

Er nahm ein kurzes entsetztes Aufflackern in Hugo Winters' Augen wahr, dann lag er vor ihm auf dem Boden.

Sein Herz raste, er glaubte, keine Luft mehr zu bekommen. Er schwankte, ging einige Schritte rückwärts, bis er die Wand in seinem Rücken spürte.

Es dauerte einige Augenblicke, bis sein Blick wieder klar war. Fahles Mondlicht drang durch das Fenster ins Zimmer und malte ein helles Rechteck auf den Boden. Staubflocken schwirrten aufgescheucht umher und vollführten einen irrsinnigen Tanz.

Blut. Aus der Wunde am Hals sickerte es auf den Boden. Ein Leben entrann. Schnell bildete sich eine Lache, in der sich das Mondlicht spiegelte.

Hugo Winters' Augen waren vor Entsetzen und Überraschung weit geöffnet. Er starrte zur Decke.

Die ganze Zeit über hatte er sich gefragt, ob er es wirklich tun konnte, wenn es soweit war. Ob er den Mut hätte. Jetzt, so enttäuschend schnell, war alles vorüber. Er musste gehen. Er richtete sich auf und trat zu dem leblosen Körper vor ihm am Boden. Er war irritiert über die Leere, die er plötzlich empfand. Er fühlte sich nicht als Sieger. Gerechtigkeit. Vielleicht. Er fasste in seine Manteltasche und holte einen gefalteten Zettel hervor, bückte sich und nahm die Hand des Toten, die schon kalt zu werden begann. Sorgfältig legte er den Zettel hinein und schloss die Finger darum. Als er das Zimmer verließ, so leise, wie er gekommen war, wie um die Ruhe des Toten nicht zu stören, hörten ihn die Seelen des Hauses leise flüstern:

O namenloser Schmerz! Die Zeit frisst unser Leben
Indes der finstre Feind, der uns das Herz zerfleischt,
Wächst und gewaltig wird vom Blut, das wir
Vergeben.

1.Tag

1. Kapitel

„Baudelaire.“

„Was?“

„Der Feind. Ein Gedicht aus den ‚Blumen des Bösen‘.“

„Bist du jetzt unter die Intellektuellen gegangen?“

Hauptkommissarin Elise Brandt warf ihrem jungen Kollegen einen gelangweilten Seitenblick zu. „Es gibt Gott sei Dank außer meiner Arbeit noch ein paar andere Dinge, die mich interessieren.“ Und leise fügte sie hinzu: „Dieses Gedicht geht mir nicht aus dem Kopf.“ Ihre Stimmung sank von Minute von Minute. Feiner Nieselregen begann sich langsam durch ihre Kleider zu fressen und weichte ihre Haut auf.

„Also haben wir es mit einem äußerst kultivierten Mörder zu tun?“

„Weil er dem Toten einen Zettel mit dem Auszug eines Gedichtes von Baudelaire in die Hand gedrückt hat? Ich muss zugeben - das hat was.“

Die Trauergemeinde, die sich um das offene Grab versammelt hatte, verharrte in andächtigem Schweigen. Man lauschte den gewählten Worten eines Mannes, der sich redlich bemühte, dem Leben des Verstorbenen gute Seiten abzugewinnen.

„Ich habe gehört, er soll ein habgieriger alter Bastard gewesen sein“, sagte Michael Widmer.

„Im Tod wird alles relativ“, sinnierte Elise.

„Was versprichst du dir davon, dass wir hier herumstehen?“

„Bei unserem derzeitigen Ermittlungsstand ist mir jedes Mittel recht“, antwortete sie und dachte an Kriminalrat Strothmann, ihren direkten Vorgesetzten, der sie aus eiskalten, stahlblauen Augen ablehnend gemustert hatte, hörte wieder seine kristallharte Stimme: „Sie sind noch sehr jung, Frau Brandt. Die jüngste Hauptkommissarin, die wir je hatten. Und dieser Fall ist heikel, sehr heikel. Das Opfer war ein angesehenes Mitglied unserer Gesellschaft. Dennoch ist man höheren Ortes der Meinung, Sie seien fähig, Licht in das Dunkel zu bringen. Bitte. Ich verlasse mich auf Sie. Und ich fordere Samthandschuhe.“

Er misstraute Elise, ihrer Jugend, ihren Instinkten, ihren unkonventionellen Methoden, auch wenn sie öfter als bei anderen zum Ziel geführt hatten. Gab sie ihm einen Anlass, das war ihr klar, würde er sie ohne mit der Wimper zu zucken ans

Messer liefern. Sie passte nicht in seine Welt. Auch, wie sie vermutete, weil sie eine Frau war. Ihren Aufstieg verdankte sie Oberstaatsanwalt Weberkötter, der ihr, trotz Eigensinn, immer wieder den Rücken stärkte wenn sie wieder einmal mehr auf ihre innere Stimme hörte, als Strothmanns sogenannten eindeutigen Beweisen Glauben zu schenken. Die erwiesen sich nur zu oft als trügerisch, da er, stets um seinen Ruf und seine Position besorgt, einen Fall lieber heute als morgen als abgeschlossen abtat, ehe sich unvorhersehbare Komplikationen einstellen konnten.

„Was hältst du von dem gutaussehenden Dunkelhaarigen mit der Sonnenbrille, der etwas abseits steht?“

Die helle Stimme Michael Widmers riss sie aus ihren Gedanken. „Halt deine Libido im Zaum und beobachte die Leute!“

„Das tue ich! Besonders den Gutaussiehenden, dunkelh -“

„Mike!“

Michael Widmer wusste, wann er besser den Mund hielt.

Aber er hatte recht. Auch Elise war der hochgewachsene, schlanke Mann aufgefallen, nicht nur wegen dem auffällig zur Schau getragenen Sonnenschutz, an einem dunklen, verregneten Tag. Sie konnte nicht sagen warum, aber er schien nicht zu den anderen zu passen. Genau wie sie, beobachte er die anderen distanziert. Sie richtete ihren Blick auf Luise Winters, die Witwe. Die alte Frau saß zusammengesunken in einem Rollstuhl, das Gesicht unter einem großen Hut verborgen. Hinter ihr stand, groß, schlank, mondän, ihre jüngere Schwester Leonore. Beide Frauen, die einzigen an diesem Ort, die dem Toten näher gestanden hatten, wirkten gefasst.

Schließlich begann sich die dunkle, uniforme Masse aufzulösen. Die meisten der schwarz gekleideten Trauergäste hatten Regenschirme gegen den alles durchdringenden Dauernieselregen des Spätfrühlings aufgespannt. So setzte sich langsam eine wogende, schwarzglänzende Masse, wie der Körper eines Lindwurms, einig in der Trauer, die sie vortäuschte, in Bewegung.

Der Dunkelhaarige blieb allein am Grab zurück. Er trug keinen Schirm, und das zurückgekämmte schwarze Haar glänzte im Regen. Auf seinem anthrazitfarbenen Jackett, das er über einem schwarzen Rollkragenpullover trug, glitzerten vereinzelt Regentropfen. Versonnen betrachtete er das frisch aufgeworfene Grab, als könne ihm der Tote Antworten auf Fragen geben, die ihn beschäftigten. Sein dunkler, südländischer Teint fiel ihr auf. Kein Mitteleuropäer, dachte Elise. Plötzlich blickte der Fremde auf. Einen Augenblick fixierte er die junge Hauptkommissarin unschlüssig. Dann wandte er sich abrupt ab und ging.

„Mike, bitte folge ihm. Ich will wissen, wo er hingeht.“

Michael Widmer war nicht begeistert, setzte sich aber sofort in Bewegung. Er war es gewohnt, dass seine Kollegin instinktiv handelte. Aber sie lag selten daneben.

Ein Ausdruck, eine Geste, die Betonung eines Wortes konnten dazu führen, ihr das Seelenleben eines Menschen zu offenbaren. Nur wenige wussten, woher diese Sensibilität kam, kannten die dunklen Abschnitte ihrer Vergangenheit, die sie nicht ruhen ließen.

Der Dunkelhaarige entfernte sich in Richtung Haupteingang. Widmer blieb in gebührendem Abstand hinter ihm. Elise ging zum Grab, eine Gruft, die drei Generationen Männer und Frauen der Familie Winters barg. Sie sah hinunter auf den kostbaren, mit Messing beschlagenen Sarg, auf dessen poliertem Holz eine einzige rote Rose lag. Der Tod macht alle gleich. Hugo Winters war ein reicher, ein sehr reicher Mann gewesen. Jetzt war er gefangen in einer Kiste, zwei mal einen halben Meter, genauso wie der ärmste Mann auf diesem Areal.

Es roch nach Erde und frischen Lilien. Ein widerlich süßer Geruch, den sie mit Tod und Verwesung assoziierte. Sie las die Grüße und Namen auf den Schleifen der Kränze, Namen, in denen Einfluss und Erfolg mitklangen, Geschäftsleute, Politiker, Künstler, der Erzbischof. Ein beliebter Mann? Ein geachteter Mann?

Und doch hatte er sein Leben mit durchschnittener Kehle in einem halb verfallenen Haus beendet, fernab allen irdischen Ruhmes. Sie hatte nun die Aufgabe, das Rätsel zu lösen, das dieser seltsame, einsame Tod aufgab, und jenes Knäuel aus Unaufrichtigkeiten, Beteuerungen und falschen Ehrbezeugungen, die jedes Verbrechen mit sich brachte und die zu durchschauen ihr Job war, zu entwirren.

Sie wandte sich ab und ging den langen Hauptweg, der zum Ausgang führte, entlang. Friedhöfe machten sie immer beklommen.

2. Kapitel

Schweißperlen stehen auf der fahlen Stirn und rinnen ihm in kleinen, salzigen Bächen an den Schläfen und über die eingefallenen, hektisch geröteten Wangen hinunter, um schließlich im reinweißen Leinen des Kopfkissenbezuges zu versickern. Die Strähnen seines langen Haares, sein Stolz und sein Markenzeichen, kleben nass am Kopf. Er stöhnt und murmelt leise, unverständliche Worte, betet schließlich. Das Fieber tobt in ihm. Er glaubt sich im Fegefeuer und bei lebendigem Leibe zu verbrennen.

Er hört ein schmerzerfülltes Stöhnen, eine dünne Frauenstimme dringt von weit her zu ihm, eine Stimme aus der Vergangenheit: „Musst pressen, Barbara! Ist bald soweit!“

Ein Rauschen, als stünde er neben einem stürzenden Wildbach, dröhnt in seinen Ohren. Es ist der Fluss seines Blutes. Vergangenheit und Gegenwart vermischen sich. Er weiß, er ist auf dem Weg in die unendliche, ewig währende Dunkelheit. Er sieht seine Mutter, jung und blass, die sich in Krämpfen windet. Das Haar, wie jetzt seines, nass und verklebt. Ein schwacher Geruch von Kampfer und anderen frischen Kräutern erfüllt den Raum. Am Fenster des kleinen Dachzimmers im Hinterhaus an der Winkelstraße, dem Anbau am Anwesen des Patriziers Pirckheimer, den der reiche Kaufmann dem Kunsthandwerker vermietet hat, steht der Vater, groß, hager, blass, mit ernster Miene. Ein frommer Mann, der in sich ruht, in Gott und seiner Arbeit. Eine einzige Frage beschäftigt ihn: Wird es leben, wird es überleben? Zwei Kinder sind schon bei Gott. Das Wimmern seiner Frau Barbara reißt ihn aus seinen Gedanken. Eine schwere Hand legt sich auf seine Schulter. Koberger, der Freund, Handwerker wie er, Drucker.

„Willst Pate werden, wenn es lebt?“, fragt Dürer den schwergewichtigen Mann, der so ganz anders ist als er, anpackend, zuweisend. Koberger nickt stumm.

Dann ist es vorbei, der alles erlösende Schrei durchschneidet die Stille. Es lebt. Ein Lächeln huscht über das ernste, verhärmte Gesicht des Vierundvierzigjährigen. Er geht zum Bett, nimmt die Hand seiner neunzehnjährigen Frau, die sanft lächelnd die Augen niederschlägt. Mit festem, unerschütterlichem Gottglauben fügt sie sich in das Schicksal einer Frau jener Zeit und wird ihrem Mann in sechsundzwanzig Jahren achtzehn Kinder schenken – um sie eines nach dem anderen wieder zu verlieren und sich am Ende, zerstört, ausgelaugt und vor der Zeit, in Gottes Hände zu begeben. Behutsam nimmt der Vater das in frisches Leinen gewickelte Kind in die Arme. Albrecht soll es heißen, wie er, und leben soll es, lieben und lachen und Gott ehren. Keiner der Anwesenden ahnt in diesem Augenblick des Glückes, dass jenes kleine, wimmernde Wesen in den Armen des Vaters weiter gehen wird als je jemand vor ihm und kaum jemand nach ihm. Und vielleicht, vielleicht lächelt Gott in diesem Augenblick, weit oben, über allem, zufrieden über sein neuestes Werk.

Es ist St. Prudentien in der Kreuzwoche, der 21. Mai 1471, sechs Uhr morgens, die Sonne schickt die ersten zarten Strahlen zur Erde, und die Glocken der Kirchen läuten zur Morgenvesper.